patriotischen Feste der Brauch ist. Die „Feier" besteht nämlich darin, daß jeder Amerikaner, alt oder jung, von der pyrotechnischen Manie ergriffen wird. Jedermann schafft Feuerwerkskörper aller Gattungen an, und man brennt dieselben mit Vorliebe auf der Straße ab. Das Krachen, Zischen und Knallen beginnt schon einige Tage vor dem 4. Juli, erreicht aber an demselben seinen Höhepunkt. Am eifrigsten sind dabei die kleinen Jungen. Dieselben sind schon sonst das ganze Jahr über schlimme Kobolde, am 4. Juli aber überbieten sie sich an Meisterstücken der Frechheit und Verwegenheit. So gieng denn Chicago gestern den ganzen Tag über einem Pandämonium. Niemand, der auf der Straße ging, war vor einer Rakete, einem Kanonenschlag, ja, nicht einmal vor einer Revolverkugel sicher, denn das gehört auch zur Feier der „Unabhängigkeit," daß scharf geschossen wird. Schwärmer wurden sogar in die „cable cars" geworfen und überdies massenhaft Knallkapseln auf die Schienen gelegt. Man mußte übrigens froh sein, daß es unter der car nur knallte und daß man nicht in die Luft flog. Geht es so fort, so werden am 4. Juli 1893 größere Arten Bomben auf die Schienen gelegt werden, schon der Ausstellung zu Ehren. Das Facit der gestrigen Feier sind vier Todte und eine große Anzahl von Verstümmelten. Unter den vier Leichen hat die eine der 3. Juli auf dem Gewissen. Kleine Jungen schossen mit einer Miniatur-Kanone und die Kugel ging einem sechsjährigen deutschen Mädchen grade ins Herz. Ein anderer kleiner Teufel warf seinem dritthalb Jahre alten Schwesterchen einen Schwärmer aufs Kleid; das Kind stand sofort in Flammen und starb bald darnach. Einem 85jährigen, auf seiner Veranda sitzenden Greise wurde eine Kugel in die Schläfe gejagt, einem jungen Mann durchbohrte eine Rakete die Brust. Ein Dutzend andere sind durch Kugeln mehr oder minder schwer verwundet worden. Die Zahl der schwer Verwundeten beträgt über 30. Wie immer, ist auch eine beträchtliche Anzahl von Feuersbrünsten durch Raketen u. dgl. entstanden. Die Feuerwehr wurde ungefähr dreißigmal alarmirt; hätte nicht eine starke Schauer nachmittags die Dächer angefeuchtet, so hätte es wohl 50 bis 60 kleinere und größere Brände gegeben. Auch in den übrigen Städten der Union ist der „glorreiche Vierte" in wirksamer Weise gefeiert worden. So kommt aus Kansas City die Nachricht, daß vier Personen ums Leben gekommen sind. Zwei junge Leute feuerten zu Ehren des Festes mit blindgeladenen Revolvern aufeinander. Plötzlich stürzt einer der beiden nieder und stirbt — der Pfropfen aus dem Revolver seines Freundes hatte ihm die Halsschlagader zerrissen. Es war, wie gesagt, gestern niemand seines Lebens sicher. Mehrere Personen, die aus Vorsicht zu Hause blieben, erhielten Kugeln in den Leib durchs Fenster. Jedenfalls sind gestern der Unabhängigkeit zu Ehren Dutzende von Menschen ums Leben gekommen, Hunderte verstümmelt und Millionen von Dollars in der rohesten und simulosesten Weise verpufft worden. Eben finde ich in einem Abendblatte die Nachricht, daß drei 16jährige Mädchen gestern Schußwunden erhielten. Eine bekam eine Kugel in den Arm, der lebenslang steif bleiben wird, einer zweiten flog eine Revolverkugel in die Brust, einer dritten, einem armen, im Hofe des Hauses arbeitenden Dienstmädchen, wurde das linke Auge ausgeschossen. Bei alledem rührte die Polizei keinen Finger. Und das heißt „nationale Feier" und „Vergnügen."

Ein italienischer Räuber. Tiburzi, der berühmteste Räuberhauptmann Italiens seit den Zeiten Rinaldo Rinaldini's und des zum Helden einer Operette gewordenen Gasparone, ist und des zum Helden einer Operette gewordenen Gasparone, ist gestorben. In Santa Fiora, wohin er sich auf sein Altentheil zurückzog, nachdem er dreißig Jahre lang die römische Campagna unsicher gemacht hatte, ist der ehrwürdige Räubergreis gestorben, nicht ohne vorher einen seiner würdigen Nachwuchs herangebildet zu haben. Die Fioravanti, Anjuini, Leandri und Meneghetti sind ja auch ganz tüchtige Briganten, aber was will ihr Räuberthum gegen die Großthaten eines Tiburzi bedeuten? Es giebt kaum einen Paragraphen des Strafgesetzbuches, mit dem er nicht in Konflikt gerathen wäre, kaum ein italienisches Gericht, das ihn nicht zum Tode oder zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt hätte, kaum einen Bauernhof in der ganzen Campagna, dem er nicht „plünderungshalber" einen Besuch abgestattet hätte. In den letzten Jahren hatte er es freilich nicht mehr nöthig, und als gut situirter Mann konnte er sich vom Geschäft zurückziehen. Er lebte thatsächlich von seinen Renten und die reichen Grundbesitzer in Castro und Santa Fiora setzten ihm ein festes Jahresgehalt aus, damit er nur nicht wieder sein blutiges Räuberhandwerk von vorne anfange. Wenn er mit dem Bilde der Jungfrau Maria auf dem großen Calabreserhute durch die Gassen von Santa Fiora schritt, zogen die Bauern ehrfurchtsvoll die Kappen und raunten einander zu: „Er sieht noch immer stattlich aus, der gute Alte." So oft die Polizei eine Razzia veranstaltete, wurde Tiburzi von den Bauern in Sicherheit gebracht und versteckt gehalten, bis das Ungewitter vorüber war. Der italienische Schriftsteller Sighelli hat erst unlängst in seinem „Museo criminale" ein fesselndes Bild von Tiburzi entworfen: „Tiburzi" — so heißt es dort — „wurde schon im Jahre 1826, als er 17 Jahre alt war, wegen Mordes und Straßenräuberei zum Tode verurtheilt, was ihm später noch wohlgezählt 37 mal passirte. Die Preise, die auf seinen Kopf gesetzt wurden, dürften sich auf mehr als eine halbe Million Lire belaufen; natürlich hat man den interessanten Kopf niemals bekommen. Tiburzi durfte es sogar wagen, nach Rom zu kommen und dort unbehelligt Monate lang als gran signore zu leben. Auch eine Auslandsreise konnte er sich leisten, denn er verfügte über ein Jahreseinkommen von 20,000 Lire; jeden Monat kassirte er seine Zinsen ein, und er bekam sein Geld wahrhaft schneller zusammen als die Regierung ihre Steuern. Die Behörden ließen ihn ruhig gewähren, denn seit Tiburzi in der Gegend von Viterbo weilte, hatten dort, so paradox es klingt, die Verbrechen abgenommen, da seine Autorität genügte, alle andern Räuberbanden in ehrfurchtsvoller Entfernung zu halten." Jetzt ist der interessante Räuber der alten Schule wie jedes gewöhnliche Menschenkind eines natürlichen Todes gestorben, und die einzige Auszeichnung, die er noch mit ins Grab nimmt, sind die rührenden Nekrologe, die ihn von der gesammten italienischen Presse gewidmet werden.

Vor dem Petersburger Gericht stand dieser Tage der Kleinbürger Petrow, ein unbeständiger Liebhaber, dem seine verlassene Braut einen Civilprozeß angehängt hatte, um aus dem Zusammenbruch ihres Glückes wenigstens etwas zu retten. „Stets bin ich ihm als gute Braut entgegengekommen, habe ihn, wenn er mich besuchte, nach Möglichkeit bewirthet, ihm seine Lieblingsspeisen vorgesetzt; ein rothes Hemd und ein Paar hohe Stiefel mit schön gekrausten Schäften habe ich ihm auch geschenkt und ihm sogar sieben Rubel baares Geld geliehen. Aber jetzt verlange ich, weil ich ihm fremd geworden bin, und er mich verlassen hat, daß er mir die Sachen und das Geld zurückgiebt," so erklärte die junge Braut, ein junges, anmuthiges Mädchen, dabei den Ausreißer sehnsuchtsvoll und betrübt betrachtend. — „Geschenkt ist geschenkt und das Geschenkte wird nicht wieder zurückgegeben! Die sieben Rubel bin ich bereit, ihr zu bezahlen, augenblicklich jedoch bin ich dazu außer stande," entgegnete der Ungetreue. — „Einigen Sie sich in Güte, Sie haben ihn doch geliebt, lieben ihn wohl noch jetzt jetzt, wozu also der Hader!" wandte der Richter sich väterlich an das junge Mädchen. — „Gut, Herr Richter, er soll mich heirathen, es hier vor Ihnen feierlich versprechen, Sie schreiben es nieder, er unterschreibt und ich ziehe dann meine Klage zurück!" stimmte die verlassene Braut thränenden Blickes dem Versöhnungsvorschlage des Richters zu. — „Sie hören es," wandte der Friedensrichter sich an den jungen Burschen, „also wählen Sie. Entweder Sie nehmen die Braut oder bezahlen sofort die sieben Rubel. Wozu entschließen Sie sich?" — „Lieber nehm' ich schon die Braut," entgegnete entschlossen der Angeklagte. Hand in Hand verließ das Brautpaar, das sich so wieder gefunden hatte, die Gerichtskammer, — sie strahlend vor Glück.

Monolog. Aelteres Fräulein: „Ich begreife nicht, wie sich Leute scheiden lassen können!"

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl vorbehalten:

Hauff's Werke. Mit mehr als 300 Illustrationen deutscher Künstler. Herausgegeben von Dr Cäsar Flaischlen. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Vollständig in 40 Lieferungen von je 3—4 Bogen zum Preise von je 0,50 M. Lief. 35—40.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Von Prof. Dr. Karl Ernst Bock. Fünfzehnte, stark vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehrern Farbtafeln. Herausgegeben von Dr. von Zimmermann, praktischem Arzt zu Leipzig. Leipzig, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Fertig in 20 Lieferungen. 6. bis 10. Lieferung. Preis der Lieferung 0.50 M.

Die Treue im Spiegel der Sprichweisheit. Von Dr. Leonhard Freund. I. Deutsche Sprüche und Sprichwörter. Zweite durch „Nachträge" vermehrte Ausgabe. Leipzig, Verlag der Köhling'schen Buchhandlung (H. Graf), 1892.

Vierzig Jahre Kämpfen und Hoffen. Gesammelte religiös-patriotische Gedichte von Georg Längin. Berlin 1892. Verlag des Bibliographischen Bureaus, Alexanderstraße 2. Preis 1 M.

Materne's Steuer-Examinatorium. III. Theil, enthaltend Gesetz vom 31. Mai 1891, die Besteuerung des Zuckers betreffend, nebst den vom Bundesrathe erlassenen Ausführungsvorschriften und den Bestimmungen über die Zuckerstatistik, sowie einer Einleitung über die wichtigern Zuckerarten, die Herstellung des Rübenzuckers und die Entwickelung der Zuckersteuer. Bearbeitet von E. Heukeshoven, kgl. preuß. Packhofs-Vorsteher und Steuer-Inspektor in Danzig. Leipzig, Verlag von A. Neßewitz, 1892. Preis 1,60 M.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 174. Halle a. d. S., Donnerstag den 28. Juli 1892.

[23]

Den Einsiedler im Park.

Roman von Agnes Gräfin Klinckowstroem.

Ihr Mitleid regte sich, und, in die Börse greifend, gab sie ihm ein Geldstück, groß genug, um mäßigen Bedürfnissen für einige Tage zu genügen.

„Sie werden meinen Auftrag ausrichten?" fragte er dringlich, die Münze ohne Dank einsteckend. „Sie geben mir Ihr Wort darauf?"

„Ich will es versuchen," meinte sie zögernd; „aber ich kann Ihnen nicht ein sicheres Gelingen versprechen. Ich weiß nicht, ob ich den Herzog vor meiner Abreise noch sehen werde."

„Es muß Ihnen gelingen. Auf Sie fällt die Verantwortung, wenn man mir nicht Gelegenheit giebt, meine Aussage an maßgebender Stelle zu machen. Ich habe angegeben, wo man mich finden kann; denn daß man mich suchen wird, dessen bin ich sicher."

„Warum machen Sie Ihre Aussage nicht lieber bei dem nächsten Amtsgericht?"

„Sie kennen die Welt schlecht. Schotten ist reich und mit all' den Herren vom Gericht gut Freund. Ich bin ein Landstreicher; und außerdem ist der Vorfall, um den es sich handelt, niemals an die Oeffentlichkeit gedrungen und also auch nie zur Kenntniß der Gerichte gelangt. Auch ist es meine Ueberzeugung, daß der Herzog Werth darauf legen würde, die Sache eben nicht an die große Glocke zu hängen. Ich lasse mein Bittgesuch in Ihrer Hand. Bleibt es unberücksichtigt, so fällt die Verantwortung auf Sie zurück."

Er verschwand von ihrer Seite so schnell, daß sie nicht begriff, wie er sich habe so rasch durch die lebende Mauer von Menschen durcharbeiten können. Unschlüssig betrachtete sie das Blatt, das er in ihrer Hand zurückgelassen, und barg es endlich zögernd in ihrem Kleide. War es möglich, daß sie hier die Lösung einer seit achtundzwanzig Jahren ungelösten Frage hielt? Hing in der That für Robert Willzinger und Onkel Leopold alles davon ab, daß dieses Blättchen in des Herzogs Hände gelangte? Und wie sollte sie das bewerkstelligen?

Mit ihrer Andacht war es aus. Gleich nach Beendigung der Messe erhob sie sich und ging hinaus.

Der grelle Sonnenschein war einem fahlen, gelblichen Licht gewichen. In der Ferne grollte es bereits, und der Himmel nahm mit jeder Minute ein bedrohlicheres Aussehen an. Fränzchen eilte hastig den schmalen Fußpfad entlang, der sie in einer Viertelstunde nach Mieczlowitz führte.

Als sie das Herrenhaus erreichte, sah sie einen Menschen in der Livrée der herzoglichen Hausdienerschaft im Flur stehen. Derselbe hatte ein Billet des Herzogs für sie gebracht und wartete auf Antwort. Sie eilte hastig in ihr Zimmer hinauf, warf Hut und Handschuhe ab und öffnete den mit einer Fürstenkrone geschmückten Umschlag. Der hohe Herr schrieb sehr höflich und ritterlich nur ein paar Zeilen, welche sie baten, ihn über ihr Befinden zu beruhigen.

Sie warf rasch ein paar gleichfalls sehr höfliche Worte auf ein Billet, in denen sie berichtete, daß ihr Befinden nichts zu wünschen übrig lasse, und für die gnädige Nachfrage dankte. Sie nahm nun gleich Gelegenheit, das Bittgesuch ihres seltsamen Kirchennachbars mit ein paar erklärenden Zeilen beizuschließen.

„Das Schlimmste, was mir geschehen kann, ist doch nur, daß ich mir die Ungnade Sr. Hoheit zuziehe," dachte sie. „Und das läßt sich ertragen."

Der Diener nahm das Briefchen aus ihren Händen entgegen und ritt damit zum Hofthor hinaus, während schon die ersten grellen Blitze die schwärzlich-blauen Wolken durchzuckten. Es war geschehen! Ihre Hand hatte den Pfeil vom Bogen geschnellt.

Unten läutete die Mittagsglocke. Ihr Herz war voll von dem, was sie eben erlebt hatte, und es wurde ihr schwer, sich an den kleinen Gesprächen zu betheiligen, die im Grunde allein von Frau von Röper mit breiter Behaglichkeit geführt wurden; von allen andern nur, um keine bedrückenden Pausen aufkommen zu lassen, während draußen das Gewitter gewaltig losbrach.

Als man sich erhob und Herr von Gertenfeld sich wie gewöhnlich sofort in sein Zimmer zurückzog, folgte Fränzchen ihm und sagte hastig: „Verzeihen Sie, Papa, ich möchte Ihnen noch eine Mittheilung machen."

Er schreckte nervös zusammen und sah sie ängstlich an. „Ist's etwas Unangenehmes?"

„Jedenfalls etwas, was in seinen Folgen wichtig werden könnte, wenn es kein Betrug ist."

Sie berichtete nun von ihrer Begegnung mit Winkler, wiederholte, soweit sie sich dessen erinnerte, den Wortlaut von dem, was er gesagt, und erzählte endlich, wie sie ihrem Antwort- und Dank-Schreiben das Bittgesuch des Mannes beigeschlossen habe.

Er hörte still zu, mußte sich aber mitten in ihrer Erzählung setzen; als sie fertig war, schwieg er lange.

„Ich danke Ihnen!" sagte er endlich, als falle ihm erst jetzt auf, daß sie nicht mehr spreche. „Was Sie mir da sagen, ist in der That von großer Wichtigkeit, wenn es sich, wie Sie ganz richtig bemerkten, nicht als Betrug erweist. Ich brauche Sie wohl nicht erst darum zu bitten, hierüber gegen jedermann zu schweigen. Der Sache ist jetzt der erste Anstoß gegeben, und man muß ihr freien Lauf lassen."

„Vielleicht hätte ich vorher mit Ihnen Rücksprache nehmen sollen," vertheidigte sich Fränzchen gegen eine Anklage, die sie innerlich gegen sich selbst erhob. „Aber Sie sind am Vormittag ja nie zu sprechen, und der Bote wartete und wollte noch vor dem Ausbruche des Gewitters heim. Auch war es die einzige Gelegenheit für mich, den Auftrag auszuführen. Sie selbst hätten mir nicht anders gerathen."

„Es war eine Fügung, und Sie thaten, was sie thun mußten. Haben Sie Ihren Mittheilungen noch etwas hinzuzufügen?"

„Nein!" versetzte sie verwirrt, den Wink verstehend, und ging nach der Thür.

„Fränzchen!" rief er noch einmal, als sie den Drücker schon in der Hand hielt, und ging zu ihm hin. Sie meinte, er wolle noch etwas sagen, und wandte sich fragend zu ihm; aber er beugte sich nur zu ihr nieder und berührte stumm, mit einer Freundlichkeit, welche sie fast bis zu Thränen rührte, ihre Stirne mit seinen Lippen; dann schob er sie sanft hinaus und schloß die Thür.

Auf dem Korridor blieb Fränzchen einen Augenblick unentschlossen stehen, ging langsam einige Stufen der Treppe hinauf und wandte sich dann wieder zögernd hinab. Es verlangte sie danach, mit Job eine ungestörte Aussprache zu haben. Sie war entschlossen, ihr Wort einzulösen, ihr Vermögen sollte ihn aus seiner drückenden Lage befreien; aber sie wollte ihm das Versprechen abringen, Mieczlowitz zu verpachten, es irgend einem tüchtigen Landwirth zu überlassen und mit ihr fortzuziehen, weit fort.

Leise öffnete sie die Thür zum Gartenzimmer, um nach ihm zu sehen. Frau von Röper hatte sich bereits zum Nachmittagsschläfchen zurückgezogen, auch Mechthild war nicht mehr da. Job befand sich allein. Er hatte sich auf das Ruhebett geworfen, welches seit Mechthild's Unfall in dem Hauptwohngemach des Hauses stehen geblieben war, und starrte, die Hände unter dem Kopf gefaltet, der Thüre, durch welche Fränzchen eintrat, den Rücken wendend, zur Decke empor. Ein knatternder Donnerschlag, der fast unmittelbar auf einen gelbroth aufzuckenden Blitz folgte, und das Geräusch des prasselnd niederschlagenden Hagels übertönten den Schall ihrer Schritte. Wie sie dicht hinter ihm stand, glitt ihre

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920728031/fragment/page=0001

Hand sanft über seinen Kopf hinweg und legte sich auf seine Schulter.

Er veränderte die Lage nicht, griff aber hastig nach der weißen Hand.

„Bleib!“ sagte er. „Verlaß mich nicht gerade jetzt, wo ich deiner so nothwendig bedarf. Reise nicht fort! Mit wem soll ich denn meine Sorgen theilen, wenn nicht mit dir? Wem gegenüber soll ich mich aussprechen, wenn mich etwas drückt und mir alles schief geht?“

Fränzchen blieb regungslos hinter ihm stehen, ohne ihm die Hand zu entziehen. Es that ihr weh, ihn so bitten zu hören, da sie sich doch unfähig fühlte, seinen Wünschen nachzukommen.

„Du erst hast mich meinen Lebenszweck kennen gelehrt,“ fuhr er fort. „Seit du hier bist, ist mir ein Licht darüber aufgegegangen, daß mein zweckloses Faulenzerleben eine wahre Schande sei. Ich habe mich geschämt vor dir, die alles so viel besser verstand als ich.“ Hier zuckte die Hand, die er in der seinen hielt, plötzlich zusammen, als wolle sie sich ihm entziehen; doch hielt er sie fest. „Nein, laß mir deine Hand. Es ist nichts Unrechtes dabei, wenn ich dir gestehe, daß die Scham, die ich vor dir empfand, mich auf den Weg getrieben hat, den ich von vornherein hätte einschlagen sollen. Mir war die alte Scholle bisher ganz gleichgiltig; erst die Mühe und Sorge darum, die täglich wachsenden Anforderungen, die an mich herantraten, gaben mir Interesse dafür. Jetzt möchte ich so gern meine ganze Kraft einsetzen, um das zurück zu gewinnen, was durch unsere eigene Nachlässigkeit verloren ging. Sieh', Mechthild, ich stehe ja noch in den Kinderschuhen der Landwirthschaft und tappe vorläufig blindlings umher; aber ich werde mich schon durchringen. Nur allein darf ich nicht bleiben. Ich muß Jemand haben, der sich für mein Thun und Treiben erwärmt, der theilnehmend und helfend neben mir steht. Deshalb darfst du nicht fort, auch nachher nicht. Du mußt immer, immer bei uns bleiben.“

Weiter kam er nicht, denn Fränzchen beugte sich über ihn und sagte mit einer Stimme, die zwischen Jubel und Leid die Mitte hielt: „Ja, mein armer Job, Mechthild soll dich nicht verlassen, höchstens nur für kurze Zeit. Du magst sie dir dann selbst wieder holen.“

Er sprang auf, flammend roth im Gesicht, und wurde jetzt erst seines Irrthums gewahr. Sie ließ ihm keine Zeit, eine Entschuldigung hervorzustammeln, sondern lief hinaus, die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, bis sie athemlos vor Mechthild's Zimmerthür stand. Alle die kleinen Anzeichen, welche sie in letzter Zeit bemerkt hatte, ohne sie zu beachten, drängten sich ihr jetzt auf: Mechthild's Thränen heute früh, ihr verändertes Wesen, ihr blasses, ernstes Gesicht. Das alles ließ nur eine Deutung zu. Sie stand einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen und ihr klopfendes Herz zu beruhigen, und trat dann ein.

Mechthild saß am Fenster, ohne Beschäftigung, was sonst nicht ihre Art war, die Hände in den Schooß gefaltet. Sie hob beim Eintritt der Schwester nur ein wenig den Kopf. Ihre ganze Stellung drückte eine tiefe Niedergeschlagenheit aus.

Fränzchen ging zu ihr hin und legte den Arm um ihren Hals. „Warum bist du so anders gegen mich als sonst?“ fragte sie. „Meinst du, ich sähe nicht, daß du etwas vor mir verbirgst?“

„Was sollte ich wohl vor dir verbergen?“ fragte Mechthild mit schwachem Lächeln dagegen.

„Soll ich einmal rathen?“

„Nein, nein, sage nichts! Es ist nichts. Du irrst dich. Ich bin ja ganz wie sonst.“

„Als wir beide noch ganz jung waren, Backfische etwa, — erinnerst du dich? — da versprachst du mir, daß ich einmal die erste sein sollte, die es erführe, wenn du dein Herz ganz ernstlich an jemand verloren haben würdest. Meinst du nicht, daß es jetzt für dich an der Zeit sei, mir dein Bekenntniß abzulegen?“

Mechthild sprang auf und blickte ihre Schwester finster, beinahe drohend an. „Was willst du damit sagen? Habe ich dir irgend ein Recht gegeben, so zu mir zu sprechen?“

„Mechthild, ist's wahr? Antworte mir ehrlich und offen. Du trägst eine Neigung im Herzen, die du vor mir verbirgst, und der, den du liebst, ist Job! Da, wie du glühst, wie dir das verrätherische Blut in das Gesicht schießt!“

Mechthild brach plötzlich in heftiges Weinen aus. „Nein, nein, wie kannst du so etwas sagen!“

„Aber so weine doch nicht, Liebste!“ jubelte Fränzchen. „Nun wird ja alles gut werden! Denke doch nicht, daß du ihn mir raubst. Wenn ich es bedenke, so habe ich sein Herz recht eigentlich nie besessen. Er hatte sich ein wenig in mein Gesicht vernarrt und schämte sich hinterher, mich sitzen zu lassen und einzugestehen, daß er sich in mir und in sich selbst geirrt habe. Hätte er uns beide neben einander kennen gelernt, seine Wahl hätte ohne Zweifel die Richtung eingeschlagen, die sein Herz jetzt genommen hat. Nein, du brauchst dich nicht abzuwenden. Du wirst es wohl schon selbst gemerkt haben, daß du es bist, der sein ganzes Denken gehört. Und ich! Wenn du nur wüßtest, welche Kämpfe ich in letzter Zeit durchgemacht habe! Ich meinte ja immer, ich sei es Job schuldig, ihn vor dem Ruin zu retten. So hätten wir beinahe aus lauter Edelmuth geheirathet und wären mit einander unglücklich geworden.“

Fränzchen ward sich, leise und glücklich auflachend, in einen Schaukelstuhl und wippte lustig hin und her, während ihr Freudenthränen über die Wangen flossen.

„Der Welt wird es wohl ziemlich gleichgiltig sein, welches von den beiden Fräuleins von Katten seinen Einzug in Mieczlowitz als Gebieterin hält. Der gute Job! Wie doppelt lieb wird er mir als Schwager sein!“

(Forts. folgt.)

Gisela's Gatte.

Eine pariser Erinnerung von Karl Ed. Klopfer.

Im Frühling 1867 wurde zu Paris die große Weltausstellung eröffnet. Die Riesenstadt schwelgte im Vollgefühl ihrer universellen Bedeutung, das leichtentzündliche Volk war geblendet von dem eitlen Schein der eigenen Größe. Napoleon III. stand auf der Höhe seiner Macht, sein Einfluß galt in der ganzen Welt.

Wer den großen Intriguanten auf dem französischen Kaiserthrone zu jener Zeit gesehen, der mochte sich wohl auch zu der Anschauung verleiten lassen, daß das Ansehen seiner Dynastie tief im Herzen der Nation wurzle. Seine Satelliten versicherten so oft, daß er die Liebe seines Volkes genieße und sein Haupt jedem einzelnen Unterthanen in den Schooß legen könne, bis er selbst und wohl auch die gedankenlose Masse der untern Bevölkerungsschichten daran glaubte.

Was für ein rührender Beweis der Vertraulichkeit zwischen Kaiser und Volk schien es, wenn der Monarch mitten durch das dichtgedrängte Spalier „seiner Pariser“ schritt, die in den Champs Elysees ihrem Sonntagsvergnügen nachgingen. Im einfachen Civilanzuge, den internationalen Cylinderhut auf dem Kopfe, wandelte da der Beherrscher der Franzosen unter den Bäumen, lediglich von zwei Dienern in einiger Entfernung gefolgt; nirgends war etwas wie eine Militär- oder Polizeiuniform zu erblicken.

Unter der Kopf an Kopf zusammengeschobenen Menge, die sich zu beiden Seiten der Allee aufgestellt hatte, durch welche der Kaiser, allüberall hin huldvoll grüßend, herankam, befand sich auch eine Familie von fünf Personen, ein kleiner, dicker Herr mit einem typischen Exemplar einer „alten Jungfer“ an dem einen, mit einem rosigen jungen Mädchen am andern Arm und zwei hochgewachsenen, kräftigen Jünglingen an der Seite. Es lag etwas in dem Wesen dieser kleinen Gruppe, ein leiser Accent in ihrem gleichwohl vortrefflichen Französisch, das den in solchen Dingen sehr feinfühligen Pariser sofort hätte erkennen lassen müssen, daß er es hier nicht mit Landsleuten zu thun habe.

Der Kaiser war nicht mehr weit von dem Standorte dieser Familie, brausende Rufe: „Vive l'empereur!“ liefen durch die Reihen. Da machte sich ein lächerlich auffallend gekleideter Stutzer sehr rücksichtslos Bahn, um in die vorderste Reihe des Menschenspaliers zu gelangen. Im drüsken Gebrauch seiner Ellenbogen kam er den Rippen des einen jungen Mannes in etwas unsanfte Nähe.

„Verdammter Windbeutel!“ rief da der Gestoßene im urkräftigen Deutsch.

„Wie beliebt?“ gab der so Bezeichnete, gleichfalls im besten Deutsch, sich rasch umwendend zurück. Einen Moment sahen sich beide wie ein paar Kampfhähne an. Der eine war schon im Begriff, eine sehr gereizte Antwort zu ertheilen, da legte ihm das reizende Mädchen, offenbar seine Schwester, die Hand auf den Arm.

Durch ihre Bewegung wandte sie dem fremdem Elegant für einen Augenblick ihr volles Gesicht zu. Das war genügend, um dessen impertinente Miene mit blitzartiger Raschheit in eine fast ehrerbietige zu verwandeln. Er lüftete respektvoll den Hut und lenkte dann seinen Blick, der für einige Sekunden in Bewunderung auf der holden Mädchenerscheinung geruht hatte, nach dem jungen Mann.

„Die Herrschaften sind Deutsche?“ bemerkte er. „Ich bin ein Schweizer.“

In diesem Moment donnerten die Jubelrufe der Menge um diesen Platz. Der Kaiser durchschritt mit herablassendem Kopfnicken das Spalier. Aller Augen wandten sich nach ihm, nur der Stutzer, der zwar gleich den andern den Cylinderhut schwang und in das „Vive l'empereur!“ mit einstimmte, ließ seinen Blick zu beiden Seiten über die Köpfe des Publikums hinwegschweifen, wobei ihm seine sehr hohe, schlanke Figur vortrefflich zustatten kam.

Hinter den Lakaien des Kaisers schloß sich die doppelte Menschenmauer zusammen und bildete einen lebendigen Strom, der langsam durch die Allee nachzog.

Jetzt zerstreute sich der Menschenknäuel allmälig. Die deutsche Familie stand mit dem stutzerhaften Schweizer bald allein.

„Die Herrschaften sind Ausstellungsgäste in Paris?“

„Meine Familie befindet sich schon seit sechs Jahren hierselbst,“ sagte der Vater. „Ich betreibe hier mit meinen Söhnen einen Exporthandel nach Deutschland — mein Name ist Wagner.“

„Jean Heller,“ bemerkte der Stutzer, sich verneigend und dem alten Herrn eine elegante Visitkarte überreichend.

Wie leicht wir uns doch in der Fremde an jemand anschließen, wenn wir nur unsere Muttersprache hören! So war's auch hier. Ehe eine halbe Stunde verging, unterhielten sich die Wagners mit Herrn Heller wie mit einem alten Bekannten. Man suchte sogar bald gemeinsam ein Gartenrestaurant auf, wo man den Rest des Nachmittags verbrachte.

Als man sich spät am Abend endlich trennte, hatte man für die nächsten Tage eine Zusammenkunft im Cafe Anglais verabredet. „Ein echter Gentleman, wahrhaftig!“ rief Leopold enthusiasmirt.

„Er scheint von seinen Renten zu leben,“ meinte Herr Wagner sen., „denn so oft ich von einem Beruf sprach, lächelte er bescheiden.“

In dem Eifer, mit welchem man seine Sympathien für Herrn Jean Heller zusprach, hatte man keine besondere Acht auf Gisela. Sie war die Einzige, die kein Wort über den Mann zu sagen wußte. Sie fand auch bald nach dem Familiensouper einen Vorwand, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen.

„Hört einmal!“ begann Tante Philomena flüsternd, mit geheimnißvollem Augenzwicken, als das Mädchen draußen war, „habt Ihr nicht bemerkt, daß sie noch keine Silbe verlor, seitdem wir zu Hause sind? Und daß sie auch nicht ein einziges Mal das Wort an Herrn Heller richtete? Na, na, na? Wenn das nichts zu bedeuten hat, dann will ich —“

„Wär' nicht übel!“ schmunzelte der Vater.

Jean Heller empfing am darauffolgenden Nachmittage schon den Besuch Leopold Wagners.

„Kein Zweifel, er ist verliebt!“ — Das war die Nachricht, die Leopold nach Hause brachte.

„Was ist nun zu thun?“ war die Frage, die allen auf den Lippen lag.

„Man muß sich nach ihm erkundigen, sobald man über seine Absichten unterrichtet ist.“

„Ja, aber wo? — Wenn er Rentier ist, so geht das nicht so leicht. Und man darf ihn ja auch nicht beleidigen.“

* * *

Um es kurz zu sagen, Heller versäumte keine Gelegenheit, mit der Familie zusammenzukommen. Er näherte sich auch, wiewohl auffallend schüchtern, der reizenden Tochter, die ebenso Gefallen an ihm zu finden schien, wie er an ihr — aber, so oft man auch unmittelbar vor einer bestimmten Erklärung seinerseits zu treten glaubte, er hielt eine offene Aussprache immer und immer wieder zurück.

Herr Wagner fand es endlich für geboten, den Mann langsam aus dem Hause zu entfernen. Da setzte sich Heller denn das Herz und fragte geradezu, ob man es ungütig aufgenommen, daß er sich für Gisela interessire, ein Wort gab das andere — und schließlich bekannte Heller, daß er es für das höchste Glück seines Lebens betrachte, wenn das angebetete Mädchen seine Werbung annehmen wollte. Er habe es ja nie gewagt, an diese Möglichkeit zu glauben.

Der alte Herr war höchst gerührt und machte aus seiner Freude kein Hehl. Da er auch überzeugt war von der gesicherten Lebensstellung des Bewerbers, war seine flüchtige Frage nach dieser Hinsicht nur mehr eine Formalität. Heller erwiderte, daß er eine jährliche Revenue von dreißigtausend Franken besitze und von diesem Einkommen „einige Ersparnisse“ gemacht habe. Das war mehr, als man erwartet hatte — und damit war die materielle Frage erledigt.

* * *

Die Hochzeit fand Mitte Oktober statt. Die junge, in ihrem Glücke zu verdoppelter Schönheit erblühende Frau pflegte regen Verkehr mit ihrer nicht minder glücklichen Familie, und so schien alles danach angethan, um dieser allgemeinen Zufriedenheit die wünschenswerthe Fortdauer zu sichern.

Da war es der nimmer ruhende „Forschungstrieb“ der geistreichen Tante Philomena, der im Tempel dieses friedlichen Glückes den ersten Schatten aufstöbern sollte.

„Sage einmal, was für Geschäfte sind das eigentlich, die deinen lieben Mann alle Vormittag außer Haus in Anspruch nehmen und oft auch den Nachmittag fernhalten?“

Mit dieser Frage, die die junge Gattin nicht zu beantworten vermochte, war der erste Anstoß zu einer Kette unruhvoller Grübeleien, Muthmaßungen und Zweifel gegeben, die sich des bisher so arglosen Gemüthes Gisela's bemächtigen sollten. Dieselbe Frage legte sie auch ihrem Gemahl vor, erhielt aber nur eine ausweichende, keineswegs befriedigende Antwort.

„Mein liebes Kind,“ erwiderte Jean sichtlich verstimmt, „ich sagte dir bereits, ich habe Geschäfte. Laß dir an dem Einen genügen! Du hast ein sehr reichliches Auskommen, ich bin ein Ehrenmann — und habe dich lieb, wie sonst nichts in der Welt!“

„Davon bin ich ja überzeugt, mein theurer Jean!“ flötete Gisela. „Aber siehe — ich möchte doch wissen —“

Heller runzelte die Stirn und stand auf. Er preßte die Lippen aufeinander und wurde etwas bleicher.

„Ach, man hat dir allerlei böse Grillen in den Kopf gesetzt, man vermuthet vielleicht, ich wäre ein Falschspieler, ein Taschendieb oder gar ein Räuberhauptmann, der tagsüber seinem verbrecherischen Gewerbe nachgeht, und an dem Gelde, wovon wir leben, klebe Blut —? Hahaha!“

„Fiu, Jean, du beleidigst mich mit solchen häßlichen Reden!“

„Und du mich mit deinen kindischen, thörichten Fragen!“ rief Heller zornig. „Ein für allemal — ich will davon nichts mehr hören! Und sage deinen Verwandten, sie mögen es unterlassen, mit ihren albernen Einflüsterungen unsern ehelichen Frieden zu stören!“

Von da an war es mit der behaglichen Ruhe in den beiden Häusern vorbei.

Tante Philomena war jetzt öfter bei ihrer Nichte als jemals. Sie vereinte ihre Thränen mit denen der unglücklichen Frau und erschöpfte sich in den kläglichsten Vermuthungen, denn jetzt war es ja so gut wie offenkundig, daß Heller's „Geschäfte“ einen kaum mehr zweifelhaften Charakter an sich trugen.

(Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

Vom Théatre Français im Jahre 1721 giebt Ed. Hanslick in der „N. Fr. Pr.“ folgende Schilderung: War das damals ein trauriger Ort, das Théatre Français, mit seinem engen, düstern Saale und seinem unreinlichen Stehparterre! Es gab nur vier verschiedene Plätze, zu folgenden Preisen: Erste Ranglogen 4 Franken; zweite 2 Franken; dritte 1 Frank 10 Sous; Parterre 1 Frank. Außerdem konnten auf der Bühne selbst, rechts und links von den Schauspielern, zwanzig Personen auf drei Bankreihen Platz nehmen. Dieser Platz war sehr gesucht; er kostete 5 Franken 10 Sous. Die erste Loge rechts vom Zuschauerraum hieß die Loge des Königs, die gegenüberliegende die Loge der Königin. Wenn es den Majestäten gefiel, ihren Besuch anzukündigen, wurden diese Logen ihnen vorbehalten, sonst aber beliebig vermiethet. Zur Zeit von Adrienne's Auftreten hatte Frankreich keine Königin und der Hof besaß sein eigenes Theater, wo er häufig die Schauspieler des Théatre Français sah. Kamen Prinzen oder Prinzessinnen von Geblüt ins Théatre Français selbst, so ersetzte man ihnen zu Ehren die Talglichter durch Wachskerzen. Ihre Geburt gab ihnen das Recht, die ersten Logen zu benutzen, auch wenn diese bereits an Privatleute vermiethet und von diesen besetzt waren; die Insassen mußten sich zurückziehen und sehen, wo sie sonst Platz fanden. Wenn die Prinzen nicht gerade eine Prinzessin begleiteten, wählten sie ihren Platz am liebsten auf der Bühne. Dann unterbrachen die Schauspieler sofort die Vorstellung, alle Zuschauer erhoben sich grüßend und setzten sich erst wieder, wenn der Prinz den ihm unverzüglich geräumten ersten Platz eingenommen hatte. Der Regisseur, welcher am Schlusse die Vorstellung für den folgenden Tag anzukündigen hatte, machte dem Prinzen eine tiefe Verbeugung und bat um die Erlaubniß, reden zu dürfen. Wie verschieden waren damals die Sitten in England! Ein Prinz, welcher durch sein Zuspätkommen die Vorstellung störte, wurde dort ohne weiteres ausgezischt.

Amerikanische Gebräuche. Aus Chicago schreibt man der „Köln. Ztg.“ unterm 5. d.: Die gestrige Feier der Unabhängigkeits-Erklärung war ungewöhnlich „brillant“, weil dabei mehr Menschen umkamen und verkrüppelt wurden als sonst bei diesem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920728031/fragment/page=0002